

SYLVIA WAGNER

heim gesperrt

missbrauch, tabletten, menschenversuche:
heimkinder im labor der pharmaindustrie



ein faktenbasierter
roman

heimgesperrt

Missbrauch, Tabletten, Menschenversuche:
Heimkinder im Labor der Pharmaindustrie

Impressum

heimgesperrt

Missbrauch, Tabletten, Menschenversuche:
Heimkinder im Labor der Pharmaindustrie

1. Auflage April 2023

ISBN: 978-3-948013-21-9

Gedruckt in Lettland / Livonia Print / Riga

Autorin: Sylvia Wagner

Layout: Thorsten Franke

Covergestaltung:

KOCH ESSEN Kommunikation + Design GmbH

Lektorat: Robert Pitterle, robertpitterle.de

www.correctiv.org

Kontakt: verlag@correctiv.org

Büro Essen: Huyssenallee 11, 45128 Essen

Büro Berlin: Singerstr. 109, 10179 Berlin

Copyright © 2023

CORRECTIV – Verlag und Vertrieb für die
Gesellschaft UG

(haftungsbeschränkt)

Huyssenallee 11, 45128 Essen

Handelsregister Essen, HRB 26115

Geschäftsführer: David Schraven

Inhalt

| | |
|---|------------|
| Vorwort | 6 |
| Fünzig Jahre später | 8 |
| Verwahrlost geboren | 27 |
| Der Bankräuber | 42 |
| Mutter | 58 |
| Warum | 78 |
| Psychiatrie | 97 |
| Aus dem Moor in die Fremdenlegion | 112 |
| Allein | 128 |
| Gefallene Mädchen | 151 |
| Sozialistische Persönlichkeiten | 169 |
| Probanden | 190 |
| Im Keller | 216 |
| Blitzlichter | 234 |

Mutter

Dadurch, dass ich meine Mutter nicht kannte, war sie stets präsent. Wenn ich nahe bei einer Frau stand, fragte ich mich, ob die Haare meiner Mutter genauso riechen würden. Wenn ich aß, fragte ich mich, ob die Suppe meiner Mutter genauso schmecken würde. Wenn jemand sprach, fragte ich mich, ob die Stimme meiner Mutter genauso klingen würde. Wenn jemand mit mir schimpfte, fragte ich mich, ob meine Mutter auch so mit mir schimpfen würde. Wenn ich in den Spiegel schaute, fragte ich mich, ob meine Mutter mich ansah.

Nur häppchenweise landeten Hinweise über meine Herkunft bei mir. Meine Oma, die Mutter meiner Mutter, besuchte mich regelmäßig einmal im Jahr. Erst im Heim und dann in der Pflegefamilie. Sie war die einzige Verwandte, die ich als Kind kannte, und sie schien jedes Mal aus einer anderen Welt aufzutauchen. Und genauso verschwand sie jedes Mal wieder nach wenigen Stunden. Meistens ging sie mit mir in ein Café, in dem hauptsächlich alte Damen vor ihren Kaffeetassen und großen Tortenstücken saßen. Ich wusste nie, was ich ihr sagen sollte. Oft betrachtete ich einfach den Dutt auf ihrem Kopf und fragte mich, wie sie den machte. Nicht ein einziges Mal war ich bei ihr zu Hause. Bei ihrem letzten Besuch, ich war dreizehn, erwähnte sie, dass ich eine Schwester habe.

„Sie heißt Ruth und ist fünf Jahre älter als du. Sie wohnt gar nicht weit weg von mir in einem Heim.“

Noch nie hatte mir jemand von dieser Schwester erzählt, und auch jetzt war es alles, was ich bekam. Ich fragte nicht nach weiteren Häppchen.

Wenige Zeit nach diesem Besuch, ich kam aus der Schule, saß Frau Fischer, die Frau vom Jugendamt, mit meiner Pflegemut-

ter bei uns in der Küche. Es war kein regulärer Termin, der vorige Besuch war noch nicht so lange her, und normalerweise kam Frau Fischer nachmittags, wenn ich schon längst aus der Schule war. Sie wollte immer nur mein Bestes, aber ich hatte keine Lust auf sie. Nach einem kurzen „Hallo, Hannah!“ blickten die beiden Frauen auf den Tisch. Es lag nur ein Brief darauf, sonst nichts. Ein Brief mit einem schwarzen Rand. Mein Name stand darauf. Und die Adresse vom Jugendamt. Der obere Rand des Umschlags war ausgefranst. Sie hatten meinen Brief geöffnet.

„Deine Oma ist gestorben“, sagte meine Pflegemutter.

„Hmmm“, sagte ich. Wenn ich schon mit den beiden einzeln nie sprach, konnten sie auch in dieser Situation nicht erwarten, dass ich mit ihnen sprechen würde. Es dauerte einige Stunden, bis ich mich überwand. „Ich möchte zur Beerdigung“, sagte ich zu meiner Pflegemutter, als Frau Fischer schon weg war.

„Was willst du denn auf der Beerdigung?“, fragte sie und holte eine Tasse aus dem Schrank.

„Ich möchte einfach dorthin.“

„Du hast dich doch auch sonst nicht für deine Oma interessiert. Also brauchst du auch jetzt nicht dorthin zu fahren.“

Es stimmte, ich hatte mich nicht für meine Oma interessiert. Es war langweilig mit ihr. Aber sie war die einzige Verbindung zu dem, was mich interessierte. Meine Pflegemutter wusste natürlich, dass ich auf der Beisetzung wahrscheinlich meine Mutter und meine Schwester kennenlernen würde. Das galt es zu verhindern, so, wie es bisher verhindert worden war. Den Brief mit dem schwarzen Rand hatte sie verschwinden lassen. So wusste ich nicht, wann und wo die Beerdigung sein würde. Auch von meinem Pflegevater, der am Abend von der Arbeit nach Hause kommen würde, war keine Hilfe zu erwarten. Seine Antwort hatte seine Frau bereits gegeben.

Ich musste mehr erfahren. Mehr über meine Herkunft und meine Familie. Jetzt, nach dem Tod meiner Oma, spürte ich es besonders. Frau Fischer hatte einmal Andeutungen gemacht, dass meine Mutter krank sei und ich deswegen ins Heim gekommen sei. Niemand sagte mir Genaueres darüber, und ich fragte nicht nach. Aber natürlich wollte ich mehr wissen und begreifen, warum ich hier war und nicht bei meiner Mutter und meiner Schwester. Warum mein Leben in solch einen Strudel geraten war. Warum mein Leben nicht in seinem eigenen Rhythmus fließen durfte.

Einige Wochen waren vergangen. Endlich war ich einmal allein. Mein Pflegevater war bei der Arbeit, meine Pflegemutter beim Einkaufen. Ich schaute in die Zimmer meiner Oma, die Mutter meiner Pflegemutter, die auch bei uns im Haus wohnte, und in das Zimmer meines Bruders, der Sohn meiner Pflegeeltern. Ihre Zimmer waren leer. Keine Ahnung, wo sie waren. Aber ich nutzte den Augenblick.

Im Schrank im Wohnzimmer bewahrten meine Pflegeeltern alle wichtigen Papiere auf. Obwohl die Ordner beschriftet waren, nahm ich einen nach dem anderen und prüfte den Inhalt. Da war ein Ordner mit Steuerunterlagen, einer mit Versicherungsunterlagen, in einem anderen waren Kontoauszüge abgeheftet. In der Ecke im Schrank war noch ein unbeschrifteter Aktenordner. Ich zog ihn heraus. Er war schwer. Ich klappte den Deckel auf. Es war meine Akte. Einen ganzen Ordner hatten sie über mich angelegt. Vollgefüllt mit Dokumenten. Wieso wussten die so viel über mich und ich so wenig? Und dabei beschwerten die sich immer, dass ich so wenig redete! Mein Leben war mir selbst ein Rätsel, und hier lag es in einer Akte vor mir. So dachte ich es damals zumindest. Die Schriftstücke in dem Ordner betrafen fast ausschließlich bürokratische Vorgänge, wie etwa Korrespondenz mit Ämtern. Einige

CORRECTIV

der Dokumente interessierten mich besonders. Da war meine Geburtsurkunde. DIN-A-5-Format. Feines Papier.

„Hannah Schiller

Name der Mutter: Ingeborg Schiller

Name des Vaters: unbekannt“

Ja, ich kannte den Namen meines Vaters nicht. Aber dass der Name auch offiziell nicht bekannt war? Sehr eigenartig. Der Stempel des Säuglingsheims prangte auf dem Dokument. Ich war direkt dort geboren.

Da gab es ein Schreiben aus dem Kinderheim. „Hannah kam im Alter von eineinhalb Jahren aus dem Säuglingsheim in unser Heim.“ Das hatte ich bisher nicht so genau gewusst. An das Kinderheim konnte ich mich erinnern. Wie wir Kinder auf dem Hof gespielt hatten und wie die Nonnen mit uns spazieren gegangen waren. Vor allem an Schwester Agnes konnte ich mich erinnern. Sie war meine Schwester gewesen. Ich vermisste sie noch immer und spürte noch immer den Schmerz. Sie hatte mich verraten, als die fremde Frau vor mir gestanden hatte, um mich mitzunehmen. Als ich mich deshalb im Klo einsperrte und sie ein anderes Kind holte, das oben über die Tür kletterte und die Klotür von innen aufschloss. Als mich die fremde Frau fasste und mich aus dem Heim zerrte. Als ich Schwester Agnes mit meinem Blick anflehte, aber nur in ihre leeren Augen sah.

Damals war ich sieben gewesen. Bei der fremden Frau wohnte ich noch immer.

Da war ein Geräusch. Ich lauschte. Es war anscheinend nichts. Ich blätterte weiter in der Akte. Überrascht war ich, zu sehen, wie viel Pflegegeld meine Pflegeeltern jeden Monat für mich erhielten. Wichtiger aber war das Schreiben eines Arztes. Es war ein Satz, eigentlich nur ein Wort, das alles

erklärte: „Wegen der Gefahr der Vererbung der Schizophrenie der Mutter wird von einer Adoption von Hannah abgeraten.“

Wie?

Hannah? Mutter? Vererbung? Schizophrenie?

Da stand sie, diese Diagnose. Und Vererbung. Dunkel. Hatten die Nazis nicht auch Menschen mit Schizophrenie umgebracht? Wegen der Gefahr der Vererbung? Eugenik? In der Stadtbücherei hatte ich einige Zeit zuvor auf dem Ständer für Neuerscheinungen ein Buch über Rassenhygiene in der Zeit des Nationalsozialismus entdeckt und darin geblättert. Die Bilder würde ich nie vergessen. Meine Mutter war während der NS-Zeit geboren worden. Niemand hatte je mit mir über diese Erkrankung geredet, geschweige denn, dass das Wort überhaupt ausgesprochen worden wäre. Schizophren! Und meine Pflegeeltern hatten offensichtlich den Ratschlag des Arztes befolgt.

Schizophrenie – ein unsichtbares Brandzeichen, das mein Leben bestimmte. Was war das für eine Krankheit? Eine Geisteskrankheit, das wusste ich. Aber was ist eine Geisteskrankheit? Das würde ich noch herausbekommen. Immerhin hatte nun die Krankheit meiner Mutter schon mal einen Namen. „Landeskrankenhaus“ stand irgendwo in den Dokumenten als Anschrift meiner Mutter. Ich notierte mir gerade die Adresse, als ich das typische Geräusch des Schlüssels beim Aufschließen der Haustür hörte. Schnell kritzelte ich noch die letzten Angaben der Anschrift auf den Zettel und steckte ihn in meine Hosentasche. Den Aktenordner verstaute ich wieder an der richtigen Stelle im Schrank und verschloss ihn. Wahrscheinlich würde niemand etwas merken.

Am nächsten Tag schlug ich in der Bücherei in einem Lexikon nach. Dort stand unter dem Begriff Schizophrenie etwas von „Geisteskrankheit“. Das wusste ich ja schon. Aber da stand

auch etwas von „gespaltener Persönlichkeit“. Eigenartig! Was sollte das sein? Häufig seien auch Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen. Darunter konnte ich mir etwas vorstellen. In einem neueren Buch wurde erklärt, dass man heute gar nicht mehr von gespaltener Persönlichkeit spreche. Gut so! Dann brauchte ich mir darüber auch nicht den Kopf zu zerbrechen. Außerdem erfuhr ich, dass schizophrene Menschen bei den Indianern als heilig galten, da sie Kontakt zur Anderswelt hätten. Das klang doch schon viel netter.

Natürlich wollte ich meine Mutter kennenlernen. Immer wieder hatte ich mir ausgemalt, wie schön es wäre, bei ihr zu sein. Bestimmt vermisste sie mich so sehr wie ich sie. Ihre Adresse verwahrte ich gut. Aber es dauerte noch fast zwei Jahre, bis ich mich traute, ihr zu schreiben. Wenn meine Pflegemutter etwas davon mitbekommen würde, würde es auch Frau Fischer vom Jugendamt erfahren. Ich hatte immer das Gefühl, dass die beiden nur darauf lauerten, mich wegen irgendetwas als geisteskrank erklären zu können. Zunächst schrieb ich ein paar einfache Zeilen an meine Mutter im Landeskrankenhaus. Ich wollte erst mal sehen, ob der Kontakt funktionierte. Aber wie spricht man eine Mutter an, die man nicht kennt: „Liebe Mutti“, „Liebe Mama“ oder „Sehr geehrte Frau Schiller“? Ich musste damit rechnen, dass der Brief im Krankenhaus vom Personal gelesen werden würde. Egal. Schließlich schrieb ich einfach: „Liebe Mutter!“ Als Absender gab ich zwar meinen Namen an, aber die Anschrift von Judith, einer Klassenkameradin, die nichts dagegen hatte. Judith fragte zum Glück nicht nach, was es mit dieser Post auf sich habe. Sie war immer so unkompliziert. Als ich den Brief abgeschickt hatte, war es so ähnlich wie das Warten aufs Christkind an Weihnachten, obwohl ich aus dem Alter natürlich raus war.

Blitzlichter

Hier sieht es ja aus wie bei mir zu Hause“, sagte Hannes. „Ja, ausnahmsweise“, erwiderte ich. Musste ich in Hannes' Wohnung regelmäßig über Kartons und Akten steigen, so musste er nun bei mir über die Kopien aus dem Archiv steigen, die ich auf dem Boden ausgebreitet hatte.

„Wahnsinn, wie viel das ist! Da hast du ja was zu tun: einscannen, sortieren, auswerten – und dann auch noch das Schreiben“, meinte er schmunzelnd.

„Ja, das sieht ganz so aus“, antwortete ich. „Und ich werde wohl ein neues Regal für all die Dokumente brauchen.“

„Stimmt! Deine Regale platzen ja jetzt schon aus allen Nähten“, stellte Hannes fest.

„Nicht nur die Regale“, meinte ich und setzte mich aufs Sofa.

„Wieso? Was denn noch?“

„Ich selbst platze auch bald. Ich kann nicht mehr. Das mit dem Franziskusheim geht mir an die Nieren. Ruth war dort. Der Arzt, der Dr. Steller, war auch zu ihrer Zeit noch da. Er hat sie auf die Medikamente eingestellt, und wer weiß, ob er nicht auch an ihr ein Präparat getestet hat?“

„Möglich ist das.“

„Irgendwann werde ich es ihr sagen. Aber jetzt noch nicht. Ich muss es selber erst mal verdauen.“

Hannes stellte eine Flasche Rotwein und zwei Gläser auf den Tisch und setzte sich zu mir aufs Sofa.

„Wie gut, dass ich diese Originaldokumente einsehen konnte“, sagte ich und nickte in Richtung der Blätter auf dem Boden.

„Mit den Publikationen kann ich zwar nachweisen, dass es Versuche gab, aber hier habe ich die unverfälschten Berichte zu den Versuchen. Schreikrämpfe, Blickkrämpfe und was weiß

ich noch alles ... Das ist doch in den Publikationen gar nicht aufgeführt.“

„Ja, das wäre auch mehr als verwunderlich“, meinte Hannes.

„Und in den Berichten der Ärzte geht es einfach um eine Sedierung der Kinder. Man sieht, dass es das eigentliche und einzige Interesse der Ärzte an den Präparaten war. In den Publikationen haben sie zwar immer wieder auf eine geistige Leistungssteigerung durch die Präparate hingewiesen oder dass die Kinder besser auf eine Psychotherapie ansprechen. Aber das war völlig irrelevant. Außerdem hat mir noch nie ein ehemaliges Heimkind erzählt, dass es solche Psychotherapien in den Einrichtungen gegeben hätte.“

„Es sieht ganz so aus, als ob die Publikationen nur als Vorwand dienten. So konnte die Verabreichung der Präparate wissenschaftlich gerechtfertigt werden“, meinte Hannes.

„Genau“, sagte ich. „Denn die Ärzte sind natürlich nicht einfach da hingegangen und haben gesagt: ‚So, jetzt sedieren wir mal schön die Kinder mit den Medikamenten.‘ Nein, die behaupteten: ‚Wir tun den Kindern doch was Gutes mit den Präparaten. Die brauchen das doch.‘“

Hannes nickte.

„Und gleichzeitig wird den Präparaten in den Veröffentlichungen immer bescheinigt, dass sie nur vernachlässigbare Nebenwirkungen hätten“, meinte ich. „Das sieht doch in den Berichten ganz anders aus.“

„Die hätten sich die Versuche eigentlich sparen können und direkt die Artikel schreiben können“, sagte Hannes.

Er rutschte noch etwas näher zu mir. Die Flasche Wein war bald leer.

Die Bescheinigung der Universität über mein Promotionsprojekt öffnete mir auch die Türen zu mehreren Heimeinrichtungen, die noch existierten. In einer Einrichtung für Menschen

mit Behinderungen empfing mich in einem neuen Verwaltungsgebäude Frau Dettmar, eine junge Frau aus der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit. Sie stellte mich kurz der Direktorin vor, die bald in den Ruhestand gehen würde. Auf diese Einrichtung hatte mich Uwe, ein ehemaliger Bewohner, aufmerksam gemacht, weil er dort regelmäßig Medikamente erhalten hatte. Seiner Meinung nach auch zu Testzwecken. Viele Kinder und Jugendliche in seiner Gruppe seien gar nicht behindert gewesen, hatte er hinzugefügt.

„Wir haben noch alle Akten der Bewohnerinnen und Bewohner“, sagte Frau Dettmar.

„Das ist ja super“, meinte ich.

Sie führte mich in das Untergeschoss. Ich dachte an den Keller und die Spinnweben bei meiner ersten Archivrecherche, aber hier war es anders. Die Akten lagerten in modernen Rollschränken. Ein Hygrometer zeigte die Luftfeuchtigkeit an. Der Zeiger war im grünen Bereich.

„Dies ist das Findbuch“, meinte Frau Dettmar und klappte ein auf einem Tisch liegendes Buch auf. „Alle Bewohner, die jemals in dieser Einrichtung waren, sind hier alphabetisch eingeordnet. Hinter den Namen finden Sie die Geburtsdaten, die Aufnahmedaten und die Nummern der Akten. Diese sind in den Rollschränken nach den Nummern sortiert. Ein Kopierer steht gleich nebenan.“ Sie deutete auf eine Tür.

„Das ist ja prima“, sagte ich. „Dann finde ich mich zurecht.“ Frau Dettmar ging, und ich war allein. Mein Blick wanderte zu den Regalen. Hier lagerten Hunderte Geschichten und Schicksale. Intimste Einblicke. Ärzte hatten an Kindern Medikamente ohne Einwilligung getestet, und jetzt würde ich ohne Einwilligung in die Akten der Kinder dieser Einrichtung schauen. Mir war nicht wohl dabei. Einige Tage zuvor hatte ich schon mit Hannes darüber gesprochen.

Danksagung

Allen ehemaligen Heimkindern danke ich für ihre erzählten und nicht erzählten Geschichten.

Robert Pitterle danke ich für das tolle Lektorat. Es hat den Roman rund gemacht.

Dem Team von CORRECTIV bin ich dankbar für die Unterstützung und dafür, dass es dieses Buch ermöglicht hat.

Und ich bedanke mich bei allen, die auf weitere Art und Weise zum Gelingen dieses Buches beigetragen haben. Dies gilt vor allem für Barbara Lösel, Gisela und Hartmut Janssen sowie Burkhard Wiebel.

Autorin

Sylvia Wagner hat mit ihren Recherchen zu Arzneimittelversuchen an Heimkindern viel Aufmerksamkeit erregt. Ohne ihre Nachforschungen wäre vermutlich bis heute nicht bekannt, dass es solche Versuche gab. Wagner wurde Mitte der 60er-Jahre in Essen geboren und verbrachte selbst ihre ersten Lebensjahre in einem Säuglingsheim und einem Kinderheim. Mit diesem Hintergrund war es nicht selbstverständlich, dass sie aufs Gymnasium ging und Abitur machte. Doch sie hatte sich geweigert, eine andere Schule zu besuchen. Als junge Frau studierte sie Pharmazie und arbeitete anschließend in verschiedenen Apotheken. Als sie vor etwa zehn Jahren anfang, sich näher mit ihrer eigenen Biografie zu befassen, stieß sie auch auf das Thema der Arzneimittel in den Erziehungseinrichtungen. 2019 promovierte sie zu dieser Problematik. Als Pharmaziehistorikerin forscht sie heute weiter dazu. In dem autobiografischen Roman „heimgesperrt“ hat sie ihre eigene Geschichte mit ihren wissenschaftlichen Ergebnissen verwoben.



MIT NACHDRUCK

mit Nachdruck ist eine Serie des CORRECTIV-Verlags. Neben Sachbüchern findet Sie hier auch andere literarische Formate.

Wir verlegen Romane und Geschichten aus dem echten Leben, die erzählt werden müssen und experimentieren mit neuen genreübergreifenden Formaten. Wir bringen Literatur, Journalismus und Kunst zusammen. Wir verbinden, was zusammenpasst und was noch nicht zusammen gefunden hat.

Wir überwinden Grenzen.

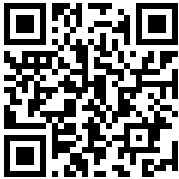
Als Essener Verlag gehören wir zum Literaturviertel in der Akazienallee. Dort wollen wir zusammen mit lokalen Partnern gemeinsam etwas Großes schaffen und Literatur für jeden erlebbar machen.

www.shop.correctiv.org

Ihre Spende für mehr Aufklärung

Helfen Sie Missstände, wie in diesem Buch beschrieben, ans Licht zu bringen. Geben Sie Betroffenen eine Stimme und ziehen Sie Täter zur Verantwortung. Ihre Spende ermöglicht intensive Recherchen und Aufklärung für alle.

Jetzt spenden unter
correctiv.org/unterstuetzen



Mehr erfahren? Dann abonnieren Sie unseren Newsletter. Wir senden ihnen immer die besten Recherchen und zeigen, wo wir die Augen nicht verschließen dürfen.
correctiv.org/newsletter